

# Die Macht der Tanten. Bericht über einen Journée d'Etude, 10.–11. November 2006, Friedrich-Meinecke-Institut, Freie Universität Berlin

*Margareth Lanzinger*

Ziel des von Michaela Hohkamp organisierten Journée d'Etude „Tanten, Nichten, Schwestern und Cousinen / Onkel, Neffen, Brüder und Cousins: Beiträge zur politischen, ökonomischen und kulturellen Dimension von Verwandtschaft im frühneuzeitlichen Europa betrachtet aus transkultureller Perspektive“ war, einen dezentrierenden Zugang zu Verwandtschaft als Forschungsthema stark zu machen und dessen Potenziale auszuloten. Anstoß dazu gaben Reaktionen und auch Irritationen, die ihre im Zuge der soeben abgeschlossenen Habilitation erarbeiteten und zur Diskussion gestellten Ergebnisse in manchen Forscherkreisen hervorgerufen haben.<sup>1</sup> Zwar sei die kulturelle und politische Bedeutung von Tanten, Nichten und anderen weiblichen Verwandten im Adel immer schon Gegenstand der historischen Forschung gewesen, doch sei dabei jene Sicht auf Verwandtschaft, in deren Zentrum ein männliches Ego und die agnatischen, also über die Vaterlinie laufenden Beziehungen stehen, über den Einzelfall hinaus nicht grundsätzlich hinterfragt worden – was allerdings notwendig sei. Das Plädoyer gilt also einem radikalen Perspektivwechsel hin zu Beziehungen, die Mutualität, die Gegenseitigkeit von weiblicher und männlicher Verwandtschaft als durchgängiges und grundlegendes gesellschaftliches Strukturierungs- und Formationsprinzip in den Blick nimmt. Die Positionen einzelner Personen im Verwandtschaftsgefüge erhalten dadurch eine Mehrdimensionalität, die das verwandtschaftliche Beziehungsnetz immer wieder neu aussehen lassen und nicht zuletzt eine geschlechtsspezifische Dynamisierung eingefahrener Geschichtsbilder zur Folge haben.

Als Beispiel der forschungspraktischen Umsetzung bringt Michaela Hohkamp in ihrer Einführung den Markgraf Christoph von Baden (1453–1527), der hauptsächlich als Beförderer der staatlichen Entwicklung Badens in die Geschichte eingegangen ist. Die Rekonstruktion der dafür maßgeblichen Ressourcenflüsse und der weiteren Verwandtschaft zeigt jedoch, dass der Großteil nicht auf Besitzansprüche in der Vater-Sohn-Linie zurückging, sondern in Form einer Zirkulation über mehrere Generationen hinweg über

1 Michaela HOHKAMP, *Die Transmission von Herrschaft und Verwandtschaft in der frühneuzeitlichen Fürstengesellschaft des Reiches*, unveröffentlichte Habilitationsschrift, Berlin 2006.

eine Tante und eine Nichte vermittelt wurde. Dies wird nur dann sichtbar, wenn man den Markgrafen in ein weites Netz einbindet. Und hier ist denn auch die zentrale Forschungslücke zu orten: In der frühneuzeitlichen europäischen Adelforschung werde – und das nicht nur aufgrund der schwierigen Recherchesituation – „selten, und wenn überhaupt, dann nur akzidenziell, nach männlichen und weiblichen Seitenverwandten gefragt“ und ebenso ausnahmsweise nach „der politischen und kulturellen Bedeutung bestimmter Verwandtenpositionen“.<sup>2</sup>

Die insgesamt sieben ReferentInnen des Workshops waren daher eingeladen, ihre abgeschlossenen oder laufenden Forschungen nach Tanten und Onkel, Nichten und Neffen und anderen Seitenverwandten in Hinblick auf Beziehungen, Positionen und Handlungsräume abzufragen auch über den Adelskreis hinaus. Der behandelte Zeitraum reichte vom Mittelalter bis in die Gegenwart.

Als Auftakt zum ersten, dem Adel gewidmeten Teil, stellte Simon Teuscher (Basel/Zürich) grundsätzliche „Überlegungen zu Beziehungen zwischen Brüdern und Schwestern, Ehemännern und Ehefrauen, Onkel, Tanten, Nichten und Neffen im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Erbgeschehen“ an. Dabei ging es um „Verwandtschaftskonstellationen als Organisationsprinzipien wirtschaftlicher Interdependenzen“. Als Startpunkt dienten ihm zwei wirkmächtige, von George Duby in den 1960er Jahren aufgestellte Thesen: Erstens sei im westeuropäischen Adel die Onkel-Neffe-Beziehung zentral und gesellschaftlich strukturierend gewesen, und zwar jene über den Mutterbruder, da diese aus sich überlagernden Besitzinteressen herausgelöst gewesen sei. Zweitens habe sich die zuvor bilaterale Adelsippe im Hochmittelalter zu einer dynastischen patrilinearen Form gewandelt, zuerst durch das Hinausdrängen der Töchter aus dem Erbgang und in weiterer Folge durch die Primogenitur, also durch den Ausschluss der jüngeren Brüder. Simon Teuscher setzte dem auf Grundlage neuerer Studien zu England, Deutschland und Italien Korrektive entgegen: Der Übergang zum patriarchalen System sei weniger radikal vor sich gegangen und erst deutlich später erfolgt bzw. streng genommen gar nie wirklich durchgesetzt worden, da es zwischen Erbe und Sukzession zu unterscheiden gelte. Töchter seien zwar immer wieder zum Erbverzicht gedrängt worden – z. B. durch Mitgift als ‚Lockmittel‘ –, doch hatten sie genauso wie jüngere Söhne einen Anspruch auf Erbteile, die bis ins 16. Jahrhundert auch sehr groß waren. Es steht also nicht ein Alleinerbe den enterbten Geschwistern gegenüber, sondern und insbesondere ab dem Zeitpunkt, wo Erbteile nicht mehr in Gütern, sondern in Geldbeträgen zugesprochen wurden, der Stammhalter als Schuldner seinen Brüdern, Schwestern und deren Ehemännern als Gläubigern. Insofern als die Auszahlung sich hin-

2 Zitiert aus dem Konzeptpapier für den Journée d'Etude von Michaela Hohkamp.

ziehen konnte, wurden die offenen Schulden nicht selten über Hypotheken und Verpfändungen an die nächste Generation weitergegeben. Dann weitete sich der Kreis an Interdependenzen auf Neffen und Nichten aus. Davon konnte dann auch das Verhältnis zwischen Mutterbruder und Schwestersohn betroffen sein, eben in Hinblick auf das nicht ausgezahlte Erbteil oder die nicht ausgezahlte Ausstattung der Schwester bzw. Mutter – und dieses war damit ganz und gar nicht mehr interessens- und konfliktfrei. Schulden seien in Konsequenz nicht als ein Indiz des „Herabgekommenseins“ zu werten, sondern strukturell bedingt. ‚Entlastung‘ konnten Strategien bringen, welche Heiratskreise mit der Mitgiftzirkulation kurz schlossen. – Auf den Lévi-Strauss'schen „Frauentausch“ umgelegt, würde es sich aus dieser Perspektive viel mehr um einen Schuldentausch handeln.

Stefanie Walther (Bremen) präsentierte in ihrem Beitrag „Geschwisterliebe auf dem Prüfstand: Elisabeth Ernestine von Sachsen-Meiningen und die unstandesgemäße Ehe ihres Bruders Anton Ulrich“ eine Fallgeschichte aus ihrem Dissertationsprojekt zu Ehekonflikten. Die Protagonistin war Äbtissin im Reichsstift Gandersheim, genoss also hohes Ansehen und verfügte über beträchtliche Ressourcen. Ihr Bruder hingegen heiratete eine Bürgerliche, mit der er bereits ein Kind hatte. Er verstieß damit gegen das Standesprinzip und zog die Empörung der gesamten Verwandtschaft – mit Ausnahme von Elisabeth Ernestine – auf sich. Diese engagierte sich für die Erhebung seiner Frau und der Kinder in den Fürstenstand, was zunächst gelang, aber später nach dem Tod seiner Frau zurückgenommen wurde. Sie versuchte, ihren Bruder im kaiserlichen Dienst unterzubringen; sie erreichte die Übersiedlung der Familie des Bruders in die Meininger Residenz – wenn sie auch im Dachboden hausen mussten. Sie half ihrer Schwägerin und deren Kindern auch finanziell aus, setzte letztere in ihrem Testament als Erben ein und unterstützte sie auch nach dem Tod der Eltern. Inwieweit die Bruder-Schwester-Beziehung solche Formen der Unterstützung von Neffen und Nichten gesteuert hat, war eine zentrale Frage in der Diskussion.

Sylvia Schraut (Mannheim/München) analysierte unter dem Titel „Die Familie ist mehr als die Summe ihrer Mitglieder“ die Verwandtschaftsbeziehungen im stiftsfähigen katholischen Reichsadel. Unter den Zedler'schen Familiendefinitionen erwies sich der weite Familienbegriff, der „alle Blutsfreunde“ einschließt, als im thematischen Zusammenhang praktikabel, da sich der katholische Reichsadel nicht sinnvoll in Kernfamilien mit autonomer hausväterlicher Macht aufteilen lässt. Die Familienbeziehungen gestalteten sich komplexer: Dies vor allem deshalb, weil die ledigen Männer – Brüder und Onkel als Bischöfe und zur Bischofswahl berechnigte Domherren – eine zentrale Rolle spielten. Um solche Kapitelsitze zu erlangen, waren ausgedehnte Strategien familienplanerischer wie heiratspolitischer Art notwendig, denen sich die Familienmitglieder – wie es scheint – meist bereitwillig

unterworfen. Spuren von Renitenz finden sich nur ausnahmsweise, etwa wenn Töchter auf anderweitige Ressourcen zurückgreifen konnten. Die Söhne wurden erzogen und ausgebildet, dass sie jederzeit – wenn die Lage günstig schien – eine geistliche Karriere einschlagen konnten. Die gezielte Verheiratung der Töchter sicherte die notwendigen Netze und Loyalitäten ab. Dabei kam auch zum Tragen, dass die Stiftsfähigkeit an die Abstammung von stiftsfähigen Vorfahren, und zwar seitens der Männer *und* der Frauen, über zwei oder drei Generationen geknüpft war. Die ‚Belohnung‘ für dieses rigide Ordnungssystem konnte sich sehen lassen: Mit jedem Bischof in der Familie verfünffachte oder versechsfachte sich der Besitz – mehrere solcher Würdenträger in der Familie zu haben, war also entsprechend lukrativ für den gesamten Verwandtschaftsverband. Am erfolgreichsten unter den 50 rekonstruierten Familien der Reichsritterschaft erwiesen sich die Schönborns, die ein Maximum an Stiftsfähigkeit erzielten und über Generationen erhalten konnten.

Im Mittelpunkt des Beitrages von Daniel Schönpflug (Berlin) standen die „Hohenzollernischen Hochzeiten“, die er unter dem Blickwinkel der „Repräsentationen eines transkulturellen Familienbandes im 17. und 18. Jahrhundert“ betrachtete. Im Kontext von Eheschließungen, die Hohenzollernische Töchter über den norddeutschen und protestantischen Raum – etwa in die Niederlande, nach England, Russland oder Griechenland – hinausführten, tauchten immer wieder Probleme auf, die interkulturelle Kompetenzen erforderten. Im Zentrum der Ausführungen stand zunächst die *cultural diplomacy* im Zuge der Eheverhandlungen und der Abschließung von Eheverträgen, wobei es die jeweiligen Hausgesetze und Zeremonien abzuklären galt ebenso wie religiöse Fragen und den Hochzeitstermin. Weiters filterte Daniel Schönpflug Wahrnehmungen und Erfahrungen von Fremdheit der Frauen, die sie vor allem im Zuge der Brautfahrten äußerten, aus Briefen und Tagebüchern heraus. Schließlich stand das Hochzeitfest selbst im Fokus als Inszenierung kultureller Harmonie, die sich im Laufe der Zeit von der Bekräftigung des Friedens hin zur Völkerverständigung verlagerte, indem das dynastische Paar symbolisch zwei Länder verkörperte. Verwandtschaft stand hier eher im Hintergrund. In der Diskussion drehten sich eine Reihe von Fragen um einen geeigneten interpretatorischen Ansatz für Fremdheitswahrnehmungen: Inwieweit diese nicht eher als Schlüssel, als Code für andere Austragungsfelder zu betrachten seien, zur Absetzung von und zur Hierarchisierung gegenüber den ‚Anderen‘?

Den zweiten Teil eröffnete die Präsentation von Bettina Joergens (Detmold) „Tanten im Archiv? Schnittstellen zwischen Biographie und Genealogie“. Sie nahm ihren Ausgangspunkt von der gegenwärtigen Situation in zahlreichen Archiven und auch in dem in ihrem Zuständigkeitsbereich, dass nämlich die größte Gruppe der BenutzerInnen FamilienforscherInnen sind, über

die Archivare und professionelle HistorikerInnen nicht ungerne die Nase rümpfen. Bettina Joergens sieht dieses Phänomen als Herausforderung und setzte eine Initiative, nämlich einen jährlich stattfindenden Studientag, auf dem sich alle drei genannten Gruppen treffen und austauschen sollen. Ziel ist es, die FamilienforscherInnen für andere über genealogische Perspektiven hinausgehende Fragen und Zugänge zu interessieren: etwa für das Verknüpfen von Genealogie und Biografie, für die Kombination von verschiedenen Quellensorten, für das Hinterfragen der Darstellungsweisen von Stammbäumen oder für das Wahrnehmen von Informationen auf Ahnentafeln über den unmittelbar genealogischen Gehalt hinaus im Sinne einer Historisierung von Formen der Verwandtschaftsrepräsentation.

Was von Schlüsselbeziehungen – wie sie etwa in Gestalt von berühmten Brüderpaaren, von Geschwisterbeziehungen oder, wie jüngst in der Presse, von „Powerpaaren“ auftreten – als Konzept zu halten und wie damit umzugehen sei, stand im Zentrum des Beitrages von Jon Mathieu (Luzern): „Schlüsselbeziehungen in der ländlichen Verwandtschaft des 18. Jahrhunderts: Quellen, Betrachtungen, Fragen“. Ausgehend von seinen Forschungen zum Unterengadin, galt der erste Schritt der Durchforstung einer Reihe unterschiedlichster Quellen in Hinblick auf Verwandtschaftsbeziehungen und deren Veränderungen. Das Material informiere gut, zugleich aber bruchstückhaft, in Ausschnitten, zeitlich und räumlich inhomogen. So ließe sich auch nicht leicht ausmachen, woran Schlüsselbeziehungen zu erkennen seien: an Zentralität, Konflikthaftigkeit oder besonderer gesellschaftlicher Beachtung? Nimmt man die Zeitdimension mit in den Blick, dann ändert sich die Problemstellung und verweist auf Grenzen der Generalisierbarkeit: Welche Beziehungen werden wann und für wen wichtig bzw. weniger wichtig? Ein Beispiel für eine solche Dynamik und die Notwendigkeit der Differenzierung lieferte die Auswertung der 2000 Seiten umfassenden Familienchronik des Martin P. Schmid der Jahre 1773–1782. Sie enthält Porträts Verwandter der väterlichen wie der mütterlichen Linie, wobei der älteste Bruder des Vaters, obwohl schon seit längerem verstorben, eine zentrale Rolle spielt. Schmid schlägt eine militärische Laufbahn in Frankreich ein – über den Mann seiner Schwester als Dienstherren; ein Cousin der Vaterseite fungiert dort als sein Protektor. Trotz des Hervortretens der Vater-Bruder-Linie, die vor allem sozial und ökonomisch wichtig war, waren die Beziehungen bilateral strukturiert – wie sich anlässlich einer Skandalgeschichte zeigte: Sein Vater und ein Cousin seiner (geschwisterlosen) Mutter setzten sich für ihn ein. Insgesamt scheinen eher Cousins als Schlüsselbeziehung fungiert zu haben: Ihre Anzahl z.B. ist immer wieder ein Faktor in der Chronik. Erforderlich scheint daher eine Multiperspektivität, um nicht durch die Konzentration auf – vermeintliche – Schlüsselbeziehungen parallel laufende, für andere Lebensbereiche nicht weniger zentrale Verwandtschaftsbeziehungen zu übersehen.

Mein eigener Beitrag führte ins 19. Jahrhundert und hatte „Tanten und Onkel im Kontext von Schwägerschaftsehen“ zum Inhalt. Dabei ging es um das Ausloten des Spektrums „von geschlechtsbezogenen Positionen und Zuschreibungen, Bedarfslagen und Interessen“. Die Quellengrundlage lieferten Dispensansuchen der Diözese Brixen im ersten sowie im ersten und zweiten ungleichen Grad der Affinität: zum Einen jene Ansuchen, in denen ein Witwer mit Kindern die Schwester seiner verstorbenen Frau – also die Tante seiner Kinder – bzw. eine Witwe mit Kindern den Bruder ihres verstorbenen Mannes – den Onkel der Kinder heiraten wollte, und zum Anderen Ansuchen in denen ein Witwer die Nichte bzw. eine Witwe den Neffen des verstorbenen Ehepartners heiraten wollte. In beiden Konstellationen bezogen sich zentrale Argumente für eine solche Ehe auf Haushaltserfordernisse – Arbeit, Unterstützung, Pflege – sowie auf Besitz- und Vermögensinteressen insbesondere im Kontext der Gütertrennung. Im ersten Grad der Schwägerschaft kamen zwei weitere – vielleicht über den Kreis dieser speziellen Paarkonstellationen hinaus relevante – Aspekte zur Sprache: Die Tante als „zweite Mutter“ wurde, verstärkt ab den 1850er Jahren, einer ‚fremden‘ und fast ausnahmslos negativ gezeichneten Stiefmutter entgegengesetzt und diese Variante immer wieder als letzter, auf dem Totenbett geäußelter Wunsch der verstorbenen Mutter betont. Dem gegenüber wurden die Onkel kaum je als Stiefväter bezeichnet, und wenn in neutraler Form – ihr Einsatzgebiet waren hauptsächlich materielle Unterstützung und Einbringen der Arbeitskraft. Weiters zeigte sich – wiederum vornehmlich auf Frauenseite – eine Konzentration an Positionen: Die Tante und Stiefmutter war in zahlreichen Fällen zugleich auch die Tauf- oder Firmpatin eines oder mehrerer Kinder. Der ‚Gebrauch‘ von Tanten und Onkel war also situativ wie geschlechtsbezogen sehr unterschiedlich. Solche Ehen stellten dabei vielfach einen Faktor in Reziprozitätsverhältnissen dar, die in Form von Verpflichtungen und ‚Aufträgen‘ über das Paar hinausgingen.

Zum Abschluss stellte Christiane Coester (Berlin) ihr soeben erschienenes Buch „Schön wie Venus, mutig wie Mars. Anna d’Este, Herzogin von Guise und von Nemours (1531–1607)“ vor. Sie griff dabei auch ein Unterkapitel zum Verwandtschaftsthema heraus, das sich um Probleme drehte, die aus einer dreifachen familialen Bindung herrührten: jener an die Herkunftsfamilie, an die Familie des ersten Mannes und an die Familie des zweiten Mannes.

Der Workshop brachte eine Reihe zentraler Konzepte und Modelle, Fragestellungen und Probleme in Hinblick auf die Perspektivierung und Positionierung von Seitenverwandten aufs Tapet und war gleichermaßen anregend wie diskussionsintensiv. Michaela Hohkamp zog in diesem Sinne auch eine sehr positive Schlussbilanz: Die angestrebte Dezentrierung der Verwandtschaft sei umfassend erfolgt: auf Ebene der Beziehungsfelder, der sozialen Entitäten, der Güter, der Repräsentationen, der Quellen u.a.m. Eine Publikation der Beiträge als Nummer der Zeitschrift „WerkstattGeschichte“ ist geplant.